

Die Geisterbahn kann verlassen werden

Ein Gespenst geht um in Europa – die gescheiterte Integration. Es werden Horroszenarien gezeichnet, die an Geisterbahnen erinnern. Denn mit der Realität, wie sie im Integrationsalltag erlebt wird, haben sie wenig zu tun.

Von Bettina Stahl-Frick

Vaduz. – Wohl kaum ein Thema erhitzt die Gemüter derzeit so stark wie die Integrationspolitik. Einwanderungsgegner zeichnen Bilder, welche Teile der Bevölkerung unsicher machen – sie schüren Ängste und verbreiten Pessimismus. Umso wichtiger sind aufklärende Veranstaltungen wie die Vortragsreihe «Liechtenstein – Stärke durch Vielfalt» im Vaduzer Rathausaal, eine Koproduktion von Ausländer- und Passamt und Liechtenstein-Institut. Zum einen lieferte Klaus J. Bade, einer der renommiertesten Migrations- und Integrationsforscher im deutschsprachigen Europa, Grundlagentheorien und griff damit einige wichtige Felder des Integrationskonzeptes auf (siehe Kasten).

Weg von der Theorie und mitten in die Praxis führte gestern Abend Johann Gstir vom Amt der Tiroler Landesregierung und tätig in der Abteilung Integration.

Defizite sichtbar machen

Obwohl er in so manchen Köpfen verankert ist – existiert dieser Geist der gescheiterten Integration denn wirklich? Ein Blick nach Tirol:

In der idyllischen Region in Mitteleuropa wurde das Handlungsfeld Integration zum ersten Mal 1999 wahrgenommen. Zwei Jahre später wurde mit einer Integrationsplattform der Fachbereich ins Leben gerufen. Nach längeren Diskussionen wurde der neue Bereich schliesslich in der Gesellschaftspolitik angesiedelt. «Dies begrüsse ich nach wie vor», sagte Johann Gstir. Die Ausgangslage, um Entwicklungen erkennen und reagieren zu können, sei in der Gesellschaftspolitik um einiges optimaler als in der Sozialpolitik, begründete er.

Die entsprechende Plattform war geschaffen, nun ging es darum, aktiv zu werden: «Wir versuchten im Jahre

2003, die Defizite der Zuwanderer sichtbar zu machen», blickt Johann Gstir zurück. Es folgte das «Modell Tirol – Sprachkurse». Dabei wurden Sprachkurse und Lernhilfen für Erwachsene wie auch für Kinder angeboten. «Weil die Sprache der Schlüssel zur Integration ist, wurden Zuwanderer verpflichtet, innerhalb einer gewissen Frist die deutsche Sprache gelernt zu haben, um den Aufenthalt verlängern zu können», sagte Gstir. Finanzielle Hürden standen keine im Wege: Der Bund übernahm 50 Prozent der Kosten für die Kurse.

Potenzial erkannt

Die Integrationsbemühungen Tirols gingen 2004 und 2005 mit jährlich einem Integrationskalender weiter. «Das Hauptaugenmerk galt nun nicht mehr den Defiziten, sondern wir versuchten mit diesen Projekten den Optimismus und den Mut der Zuwanderer zu wecken und zu fördern», so Gstir.

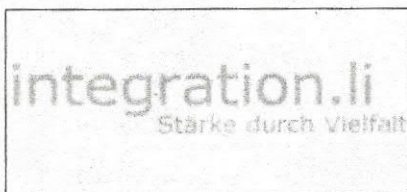
Von 2004 bis 2006 wurde parallel zu diesen Bemühungen ein Integrationsleitbild geschaffen: Drei Tage lang befassten sich rund 300 Menschen mit der Frage, was denn Integration eigentlich heisst. «Wir konnten dabei starke Akzente setzen, unter anderem mit der Erkenntnis, dass Zuwanderer nicht nur Defizite haben, sondern auch jede Menge Potenziale mit sich bringen», fasste der Fachmann die intensive Integrationsarbeit zusammen.

Zwei Jahre später folgte die kommunale Vernetzung – all die Erkenntnisse sollten auch in anderen Kommunen im Rahmen von Erfahrungsaustauschen bewusst gemacht werden.

«Schliesslich konnte mit der aktuellen Wanderausstellung «Vielfalt daheim in Tirol» ein Meilenstein gelegt werden», freute sich Gstir. Mit Sachinformationen, Kunstwerken, Interviews und Videos möchten Zuwanderer den Einheimischen aufzeigen, was für sie denn Heimat bedeutet.

«Viel erreicht»

«Wir haben bislang viel erreicht, werden aber immer wieder vor neue Herausforderungen gestellt», so Gstir. Längerfristiges Ziel ist es, dass die Migration als Normalität erkannt wird. Dabei müssten Identitätsgrenzen aufgebrochen werden. «Grundlage dafür muss eine offene und sachliche Auseinandersetzung mit dem Thema sein.» Die Geisterbahn kann also gelassen betreten beziehungsweise mit Ruhe auch wieder verlassen werden. «Denn die Geister werden nur projiziert», ist Johann Gstir überzeugt. Zwar gibt es sie tatsächlich: «Aber definitiv nur in den Köpfen verunsicherter Menschen.»





Gingen gemeinsam auf Gespensterjagd: Der Migrationsforscher Klaus J. Bade (Mitte) und Johann Gstir (rechts) vom Amt der Tiroler Landesregierung. Auch Erbprinz Alois liess sich einen Besuch bei der interessanten Vortragsreihe nicht nehmen.

Bild Daniel Schwendener

Deutschland als grosser Migrationsverlierer

Integrationsoptimismus oder Integrationspanik? Mit empirischen Untersuchungen verfolgt der Migrationsforscher Klaus J. Bade die Gespensterjagd weiter.

Von Bettina Stahl-Frick

Vaduz. – Klaus J. Bade lobte gleich zu Beginn seines Referates Liechtenstein: «Das Land verfügt über ein spannendes Integrationskonzept.» Darin festgehalten sind Grundsätze wie die Vielfalt leben und erleben, die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen sowie gemeinsam Verantwortung zu übernehmen. Ebenso spielt in dem Konzept die Sprache eine Rolle: «Deutsch als persönliche Adoptivsprache» heisst die liechtensteinische Aufforderung gegenüber Zuwanderern. «Ganz offensichtlich sind die Liechtensteiner wesentlich freundlicher und charmanter als die Deutschen», stellte der Migrationsforscher fest. In Deutschland werde den Zuwanderern geradeheraus und

nüchtern mitgeteilt: «Deutsch lernen.»

Der Integrationsforscher hielt in seinem Vortrag gestern fest, dass Deutschland der grosse Migrationsverlierer ist: «In den vergangenen 15 Jahren sind rund eine halbe Million Menschen mehr aus Deutschland abgewandert als zugewandert», sagte Bade. «Nach und nach nimmt die Zahl der fehlenden qualifizierten Arbeitskräfte zu und die Zeit wird kommen, in der mit Stellen nach den Bewerbern geworfen wird», ist der Forscher überzeugt. Denn die Ausgewanderten kommen kaum zurück: «Die meisten sind sehr erfolgreich», weiss Bade. «Wir müssen daher für ausländische wie auch für einheimische Arbeitskräfte wieder attraktiver werden.» Denn in Deutschland herrschten derzeit sehr schlechte Bedingungen, beispielsweise gerade für Ärzte. «Sie klagen über Kommandostrukturen, stehen oft unter sehr grossem Stress oder werden mit Verwaltungsarbeiten zugedeckt.» Ganz allgemein herrsche in Deutschland eine Neidkultur und es liege ein depressiver Schleier über dem ganzen

Land. «Auch die Überreglementierung des Lebens bringt manche Menschen zu dem Entscheid, aus ihrer Heimat auszuwandern. Sie rechnen damit quasi mit ihrem Herkunftsland ab.»

Besser als der Ruf

«Wichtig ist, dass bei der sozialen Integration genau hingeschaut wird», so Bade. Dabei liege es aber nicht nur an den Zuwanderern, sich zu integrieren. «Rund 30 Prozent müssen auch Einheimische beitragen», ist der Forscher überzeugt. Die Stimmungslage unter den Menschen mit wie auch ohne Migrationshintergrund habe sich seit 2009 aber massiv verschlechtert. Dazu beigetragen habe unter anderem Thilo Sarrazin, der mit seinem Politik-Sachbuch «Deutschland schafft sich ab» durch provokant formulierte und kontroverse Thesen zur Sozial- und Bevölkerungspolitik verschiedene gesellschaftliche Diskussionen angestossen hat. Forscher Klaus J. Bade kam auf seiner Gespensterjagd dennoch zur Erkenntnis: «Die Integration ist definitiv besser als ihr Ruf.»